

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Geschichte der Juden in Berlin und in der Mark Brandenburg

Wolbe, Eugen

Berlin, 1937

Vierzehntes Kapitel. Moses Mendelssohn.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-5930

Vierzehntes Kapitel.

Moses Mendelssohn.

An einem Septembertage des Jahres 1743 entsteigt der soeben eingetroffenen „Postchaise“ am Prenzlauer Tor zu Berlin ein bleicher, verwachsener jüdischer Junge. Auf dem Geleitzettel — Leibzoll! — war zu lesen: „Ein Jude, 14 Jahre alt, aus Dessau“.

Der Torschreiber versteht ihn nicht, denn der Knabe stottert. Er ruft seinen jüdischen Kollegen.*) Der herrscht den Moses an:

„Was willst du hier?“

„Lernen.“

„Lernen —? Auf dem Gymnasio nehmen sie dich nicht auf —.“

„— bei Rabbi Fränkel.“

Der Torschreiber horcht auf: Fränkel —? Das ist ja der neue Rabbiner.

„Kennst du ihn?“

„Mein Vater ist Sofer*) in Dessau. Bei Rabbi Fränkel lernte ich Talmud. Als er nach Berlin gewählt wurde, wollte ich durchaus mitfahren. Er sagte aber: „Komm später nach!“

„Und da willst du beim Rebben weiterlernen?“

„Ja.“

*) Dies Gespräch ist nur dem Inhalt nach authentisch. „Sofer“ = Thorarollenschreiber.

Der Torschreiber zu seinem christlichen Kollegen: „Ich denk', wir lassen ihn passieren.“

Rabbiner Fränkel läßt ihn ein paar Silbergroschen wöchentlich durch Schreibarbeit verdienen und besorgt ihm Freitische bei wohlhabenden Gemeindemitgliedern.

Knapp reicht das Geld aus. Der junge „Bochur“ muß sich die tägliche Ration durch Bleistiftstriche auf dem Brot einteilen. Fleißig lernt er: bei Fränkel Talmud und Maimonides' Mischne Thora; Mathematik, klassische und moderne Sprachen bei Freunden strebsamer Jugend. Selber noch ein Lernender, vermag er das erworbene Geistesgut bereits weiterzugeben, als ihn der Berliner Seidenwarenfabrikant Isaak B e r n a r d zur Erziehung seiner Kinder in sein Haus nimmt. Einundzwanzigjährig, tritt er als Handlungsgehilfe bei Bernard ein. Umfassende Kenntnisse, Freizeit und wirtschaftliche Unabhängigkeit gewähren ihm nunmehr die ersehnte Möglichkeit, sich auf dem Wissensgebiet auszuleben, das fortan seine ureigenste Domäne werden sollte: Philosophie. Nachmittags erholt er sich von der nüchternen Berufsarbeit bei einer Partie Schach in einem Kaffeehaus am Molkenmarkt. Hier findet sich auch ein Altersgenosse ein, der die nämliche geistige Erholung liebt: G o t t h o l d E p h r a i m L e s s i n g.

Von Haus aus Theologe, war Lessing ein Wahrheitsforscher, zugleich ein unerschrockener Kämpfer für Aufklärung und Geistesfreiheit. Seitdem die englischen „Moralischen Wochenschriften“ blindem Autoritäts- und Aberglauben, päffischer Bevormundung, religiöser Unduldsamkeit und ständischer Überheblichkeit den Fehdehandschuh hingeworfen hatten, erblickte auch Lessing seine Lebensaufgabe in dem Streben nach Hinaufentwicklung zu einem abgeklärten, edlen, freien Menschentum. In dieser Auffassung wußte er sich e i n s mit dem philosophisch eingestellten jüdi-

schen Geschäftsmann, der ihm hier zunächst als Schachpartner entgegentrat. Nach halbjähriger Bekanntschaft schreibt Lessing: „Ich habe einen zweiten Spinoza gefunden — Herr Moses wird dereinst die Ehre seines Volkes sein“.

Da Lessing Mendelssohns klares, treffendes Urteil schätzen lernte, überreichte er ihm einmal eine ihm zugesandte philosophische Abhandlung zur Beurteilung. Bei der Rückgabe äußerte Mendelssohn schüchtern: „Das kann ich — vielleicht — auch.“ Lessing (scherzhaft): „Wirklich?“ Kurz danach übergab ihm Mendelssohn ein Manuskript aus eigener Feder. Woche für Woche vergeht — Lessing erwähnt das Werk mit keiner Silbe. Bei einem Besuch erinnert Moses an die Blätter. Lessing (mit gespielter Gleichgültigkeit): „Ach so, ja, ich erinnere mich. Nehmen Sie dort das kleine Bändchen —“. Ein gedrucktes Buch. Es war der erste Band von Mendelssohns „Philosophischen Gesprächen“. Lessing hatte sie heimlich drucken lassen!

Das Eis war gebrochen: Mendelssohn hatte seine Scheu vor der Öffentlichkeit überwunden. Der Buchhändler Friedrich Nicolai, der Dritte in dem am Schachbrett geschlossenen Freundschaftsbunde, gewann den Philosophen zum Mitarbeiter an seinen „Briefen, die neueste Literatur betreffend“.

Mendelssohn ward bald ein Meister kristallklarer deutscher Prosa. Angesichts der Bevorzugung ausländischen Wesens ruft Mendelssohn ergrimmt aus: „Werden die Deutschen niemals ihren eigenen Wert erkennen? Wollen sie ewig ihr Gold für das Flittergold ihrer Nachbarn vertauschen?“

Schwierige philosophische und ästhetische Probleme wußte er allgemein verständlich mit einer Anmut und Gewandtheit darzustellen, wie sie unter den Gelehrten der Zopfzeit eine Seltenheit war. Diese Fähigkeit, um die ihn

selbst Kant beneidete, offenbarte das Werk seiner Frühzeit, „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele“. Nur der Form, d. h. der dialogischen Einkleidung nach, eine Nachahmung von Platos gleichnamigem Werk.

Die frostige Aufklärung hatte auch an die Dogmen der Kirche ihre kritische Sonde gelegt. Entkleidete sie nun auch den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele seines Wahrheitsgehalts, so ist des Menschen irdischer Lebenswandel gleichgültig: es gibt ja kein Jenseits und keine Vergeltung. Mendelssohn deduziert im „Phädon“: Seele und Leib sind Gottes Werk. Nach dem Tode verwandelt sich der Leib in andere Elemente; also kann auch die Seele nicht untergehen. Gott hat dem Menschen den Glauben an die Unsterblichkeit in die Seele gepflanzt — kann Er, der Gütige und Wahre, sie täuschen? „Wäre unsere Seele sterblich, so wäre Vernunft ein Traum, so wären wir wie das Vieh hingesezt worden, Futter zu suchen und zu sterben.“ Demgemäß muß jeder Gedanke, den Gott dem Menschen zu seiner Glückseligkeit eingibt, wahr und wesenhaft sein.

So hat der jüdische Philosoph aus den brüchig gewordenen religiösen Vorstellungen der Umwelt den Unsterblichkeitsglauben gerettet und dadurch die an Gott und Welt irre gewordene Menschheit getröstet und aufgerichtet. Sein Name drang in alle Lande. Überall gewann er Verehrer.

In seiner Bescheidenheit war Mendelssohn gegen seine zunehmende Beliebtheit ebenso unempfindlich wie gegen seine gesetzlich verordnete Entwürdigung, wenn er auf einer Reise nach Dresden zwei Silbergroschen Leibzoll entrichten mußte und es in dem Frachtbrief des Postillons hieß: „5 Kälber, 2 Schweine und 1 Jude“.

Es beeindruckte ihn nicht, wenn ihm Besucher aus der Ferne schmeichelten: „Ich bin eigentlich nur nach Berlin gekommen, um den gefeierten Berliner Weltweisen zu

sehen.“ In solchem Falle pflegte er lächelnd zu fragen: „Waren Sie schon in — Weimar?“ Damit hatte er den Gast mit großzügiger Geste auf die großen Geister (Herder, Wieland) abgelenkt. Jedesmal, wenn des Königs Schwester, die Königin Ulrike von Schweden, oder sein Neffe, der Erbprinz von Braunschweig, in Berlin weilten, baten sie um seinen Besuch; und wenn die Königin an ihren Gatten schrieb, berichtete sie voll Stolz: „Ich habe den berühmten Juden gesprochen“. Hoch und niedrig schieden innerlich bereichert von ihm.

In seinem schlichten Hause, Spandauer Straße 68, erwuchs der erste Salon des gebildeten, bis dahin von Adel und höherem Beamtentum gänzlich in den Hintergrund gedrängten Bürgertums. Seltsam, daß der Träger solcher höchst kultivierten Geselligkeit ein Jude war, nach dem der Pöbel beim Spaziergange mit seinen Kindern vor dem Halle'schen Tore Steine warf! Ein andermal verhöhnte ihn ein Offizier (der ihn nicht kannte): „Na, Jude, womit handelst Du?“ „Womit ich handle, das kaufen Sie ja doch nicht!“ „Nanu, wat is'n det?“ „Verstand.“

Als er 1763 die Preisaufgabe der Berliner Akademie der Wissenschaften, „Über die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften“, löste — Kant erhielt nur den zweiten Preis! — wählte ihn diese gelehrte Körperschaft einstimmig zu ihrem Mitgliede. Friedrich d. Gr. aber strich seinen Namen aus. Mendelssohn: „Es ist besser, die Akademie wählt mich, und der König streicht mich aus, als daß mich der König wählt und die gelehrten Herren lehnen mich ab.“

Der Mathematiker Kästner, ein damals gefeierter Epigrammdichter, quittierte diese Brüskierung, mit einem Blick auf des Königs Tafelgenossen Voltaire, Maupertuis, d'Alembert etc.:

„Ein Dionys rief von der Seine Strande
Sophistenschwärme her für seinen Unterricht.
Ein Plato lebt in seinem Lande,
Und diesen kennt er nicht.“

Vielleicht ging die Ablehnung auf ein herbes Urteil zurück, das sich Mendelssohn in den „Literaturbriefen“ über ein Gedicht Friedrichs d. Gr., „Von der Unsterblichkeit der Seele“, erlaubte.

Mendelssohn war dem Könige wohlbekannt, nicht als Philosoph, sondern als — Geschäftsmann, hatte ihm doch dieser als Geschäftsführer des Seidenhauses Bernard wichtige Vorschläge zur Hebung des Absatzes und der technischen Vervollkommnung dieser Industrie unterbreitet.

Die Legende hat sich obiger Kritik*) bemächtigt, eine Audienz beim Könige konstruiert und hierbei dem Philosophen eine sehr geistreiche Bemerkung in den Mund gelegt. Mendelssohn war an der Audienz anscheinend nur passiv beteiligt. Er erhielt am 29. September 1771 eine Einladung zu dem kursächsischen Minister Freiherrn von Fritzs ch, der in Potsdam als Gast beim Könige weilte. Mendelssohn merkte sogleich, daß die Aufforderung vom Könige ausging. Fritzs ch hatte dem Monarchen bei der Tafel mitgeteilt, er müsse „heute noch“ nach Berlin reisen. Der König: „Warum so eilig, Gefällt's Ihnen in meinen Staaten nicht länger?“ Fritzs ch: „Majestät, ich muß Herrn Moses Mendelssohn kennen lernen“. Der König: „Bleiben Sie nur hier, Herr Moses soll herüberkommen“. Nun war am folgenden Tage Feiertag, Sch'mini Azereth. Da Mendelssohn sich nicht eigenmächtig über das religiöse Verbot des Fahrens am Sabbat und Feiertag hinwegsetzen wollte, erbat

*) Die dem Philosophen in den Mund gelegte Antwort: „Majestät, wer Verse macht, schiebt Kegel; und wer Kegel schiebt — er sei König oder Bauer — muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge ausruft, was er schiebt“, ist geschichtlich nicht erwiesen.

er sich vom Oberlandesrabbiner und seinem Beth-Din Dispens. Entgegenkommend erklärten die Herren: „Dina de-malchuta dina“ („Das Staatsgesetz ist Religionsgesetz“). Am Berliner Tor in Potsdam fragt die Schildwache: „Jude, wo will Er hin?“ Ein junger Offizier kommt aus der Wachtstube. Mendelssohn legt ihm die Einladung vor. Der Leutnant liest darin das Wort „berühmt“. Darum fragt er: „Worin ist Er denn berühmt?“ Mendelssohn: „Ich spiele aus der Tasche.“ Der Offizier: „So, dann gehe Er in Gottes Namen!“ Der Philosoph wird ins Audienzzimmer geführt. Dort findet er den König mit dem Gesandten. Der König (zu Fritsch): „Eh bien, mon cher Fritsch, hier haben Sie Ihren Freund!“

Ob sich der König mit Mendelssohn unterhalten hat, ist nicht bekannt.

Der weltberühmte Gelehrte besaß in Berlin kein Wohnrecht, denn er war kein Schutzjude. Er war als Bedienter der Frau Bernard eingetragen! Sie hatte ihn nach dem Tode ihres Mannes als Teilhaber in ihr Geschäft aufgenommen. Wenn sie ihn entläßt, und er keinen anderen Schutzjuden findet, der ihn als „Bedienten“ einstellt, kann ihn die Polizei auf Verlangen der Gemeinde sofort ausweisen. Das wäre für Mendelssohn ein harter Schlag gewesen, denn er hatte sich inzwischen verheiratet.

Marquis d'Argens, ein Mitglied der königlichen Tafelrunde, findet eine solche Rechtlosigkeit mehr als demütigend.

Mendelssohn: „Sokrates bewies es einst seinem Freunde Kriton, daß der Weise schuldig sei, zu sterben, wenn es das Staatsgesetz gebiete. Ich muß also die Gesetze des Staates, worin ich lebe, noch für milde halten, daß sie mich nur austreiben, falls mich — in Ermangelung eines anderen Schutzjuden — nicht einer von den Trödeljuden in der Reetzengasse für seinen Diener erklären will.“

Der Marquis: „Guter Moses, machen Sie eine Eingabe an den König. Ich werd' sie Seiner Majestät persönlich übergeben.“

Mendelssohn: „Es tut mir weh, um ein Aufenthaltsrecht bitten zu sollen, das doch eigentlich jeder Mensch in Anspruch nehmen darf, der als ruhiger Bürger lebt. Wenn aber der Staat überwiegende Ursachen hat, Leute von meiner Nation nur in gewisser Anzahl zu dulden — welches Vorrecht kann ich dann vor meinen Mitbürgern haben, um eine Ausnahme zu verlangen?“

*

Mendelssohn an den König.

„Ich habe von meiner Kindheit an beständig in Ew. Majestät Staaten gelebt und wünsche, mich auf immer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber ein Ausländer [Anhaltiner] und das nach dem Reglement erforderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich, alleruntertänigst zu bitten: Ew. königl. Majestät wollen Allernädigst geruhen, mir mit meinen Nachkommen Dero Allerhöchsten Schutz neben denen Freiheiten, die Dero Untertanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen, in Betrachtung, daß ich den Abgang an Vermögen durch meine Bemühungen in den Wissenschaften ersetze, die sich Ew. Maj. Pflege vorzüglicherweise zu erfreuen haben.“

*

Der Marquis unterbreitete die Bittschrift. Sie blieb unbeantwortet. Als d'Argens, der den Philosophen längst im Besitz der Kabinettsorder wähnte, dies erfuhr, eilte er sofort zum Könige: „Sire, Sie sind doch sonst gewohnt, Ihr Wort zu halten. Sie wissen, daß ich nur selten etwas von Ihnen erbitte. Nun habe ich es einmal getan — nicht für mich, sondern für den rechtschaffensten, würdigsten Mann; und Sie versprochen mir auch die Gewährung, um es her-

nach doch nicht zu tun.“ Der König: „Mendelssohn hat das Privilegium längst erhalten.“ Der Marquis: „Bedaure, nein.“

Der Verbleib des Gesuches und der Antwort blieb unbekannt. Vielleicht war beides in ein falsches Aktenbündel geraten; vielleicht hat es ein übelwollender Kanzleibeamter anderweitig verschwinden lassen.

Auf Ersuchen des Marquis wiederholte Mendelssohn sein Bittschreiben, dem d'Argens (in französischer Sprache) den Zusatz beifügte: „Ein nicht sehr katholischer Philosoph bittet einen nicht sehr protestantischen Philosophen, einem nicht sehr jüdischen Philosophen das Schutzprivilegium zu geben. Es ist soviel Philosophie dabei, daß es die Vernunft gewißlich billigt.“

Unterm 26. Oktober 1763 ward die Urkunde ausgefertigt. Das Schutzgeld wurde Mendelssohn erlassen.

Bald darauf ließ ihm der König den Vorschlag machen, er möge in Potsdam eine Seidenmanufaktur errichten; 20 000 Taler wolle er ihm hierzu vorstrecken. Mendelssohn: „Von Jugend auf habe ich im Hause des Schutzjuden Isaak Bernard gelebt. Ich kann mich daher nicht entschließen, es zu verlassen. Außerdem hat mein Chef Bernard in Potsdam bereits eine solche Fabrik angelegt. Ich würde also sehr leicht mit ihm in Kollision geraten.“

Wenn Marquis d'Argens seinen jüdischen Freund einen „nicht sehr jüdischen Philosophen“ nennt, so leitet er diese Kennzeichnung aus der Hochachtung her, mit welcher dieser dem Theologen L a v a t e r aus Zürich gegenüber von dem Stifter des Christentums gesprochen hat (mit der Einschränkung, „insofern dieser nicht die Anbetung Gottes für sich in Anspruch genommen hat“). Vielleicht auch aus der nebensächlichen Rolle, die das Judentum in den Schriften aus Mendelssohns Frühzeit spielt. Nicht Maimonides und Spinoza allein, auch nicht die großen Talmud-Chachamim waren die Wegbereiter seiner philosophischen Entwicklung,

sondern christliche Zeitgenossen. „Dank“, ruft er in den Literaturbriefen aus, „Dank sei jenen getreuen Weltweisen, die mich zur wahren Erkenntnis und Tugend zurückgeführt haben. Euch, Locke und Wolff, Dir, unsterblicher Leibniz, stifte ich ein ewiges Denkmal in meinem Herzen. Eure unvergänglichen Schriften haben mich auf den sicheren Weg zur wahren Weltweisheit, zur Erkenntnis meiner selbst und meines Ursprungs geleitet. Sie haben die heiligen Wahrheiten in meine Seele gegraben, auf die sich meine Glückseligkeit gründet. Sie haben mich erbaut!“

Ein leidenschaftliches, eindeutiges Bekenntnis seines jüdischen Glaubens schleudert dieser Herzensfromme, für seine Person streng-traditionell gerichtete jüdische Weltweise erst dann in die Welt hinaus, als Lavater, der ihn in Berlin in seinem Kontor besucht hat, eine Schrift des Genfer Professors *Kaspar Bonnet*, „Untersuchungen der Beweise für das Christentum gegen Ungläubige“, ins Deutsche übersetzt, Mendelssohn zueignet und ihn öffentlich auffordert, entweder diese angeblichen Beweise zu widerlegen oder das zu tun, „was Klugheit, Wahrheitsliebe und Redlichkeit tun heißen, was ein Sokrates getan haben würde, wenn er diese Schrift gelesen und unwiderleglich gefunden hätte“, nämlich: Christ zu werden.

Mendelssohn gerät in eine schwierige Lage: Widerlegung der Bonnetschen „Beweise“ ist gleichbedeutend mit Angriffen auf die christliche Lehre. In seiner Schüchternheit will er schweigen, um so mehr, als er sich in seinem „Sendeschreiben“ ja auch mit dem Judentum auseinandersetzen und dabei mit der herrschenden Orthodoxie abrechnen muß. Lessing steift ihm das Rückgrat: „Noch mehr aber bitte ich Sie, wenn Sie darauf antworten, es mit aller möglichen Freiheit, mit allem nur ersinnlichen Nachdruck zu tun. Sie allein können und dürfen in dieser Sache so sprechen und schreiben, und sind daher unendlich glücklicher als andere ehrliche

Leute, die den Umsturz eines abscheulichen Gebäudes nicht anders als unter dem Vorwande, es neu zu unterbauen, befördern können.“

Mendelssohn antwortet zart, würdig, betont-jüdisch: „Ich werde es nicht leugnen, daß ich bei meiner Religion menschliche Zusätze und Mißbräuche wahrgenommen, die leider ihren Glanz verdunkeln, wie sie jede Religion im Laufe der Zeiten annimmt. Allein von dem Wesentlichen meiner Religion bin ich so fest und unwiderleglich versichert, daß ich vor Gott bezeuge, daß ich bei meinem Grundsätze bleiben werde.“ „Die verächtliche Meinung, die man von einem Juden hat, wünschte ich durch Tugend und nicht durch Streitschriften widerlegen zu können.“ „Bleibt mir fort mit eurem Glauben, der in das heiligste Recht der Menschen verletzend eingreift. Ich bleibe bei meinem jüdischen Unglauben, der mir gestattet, bis an die äußerste Grenze der Vernunft zu prüfen und zu denken, bei meiner Freiheit, die zwischen mir und meinem Schöpfer keinen Richter, keinen Vermittler duldet, die mich mit meinem Gott alles allein abmachen läßt und keinem Dritten erlaubt, sich einzumischen.“

Das Christentum betrachte er als einen Irrtum, zu dessen Aufdeckung er sich nicht berufen fühle.

Die Berliner Juden horchten auf. Hier hatte einer der Ihrigen einen christlichen Geistlichen widerlegt, für das Judentum aber eine Lanze gebrochen. Die Umwelt begann, ihre Einstellung gegenüber Juden und Judentum einer gründlichen Nachprüfung zu unterziehen. Lessing wies ihr den Weg hierzu, indem er Mendelssohns Milde und Seelenadel in der Gestalt seines „Nathans des Weisen“ verkörperte — eine eindrucksvolle Predigt religiöser Toleranz!

Mendelssohns edle, hoheitsvolle Persönlichkeit bewies der Umwelt, daß der Jude durchaus nicht dem Zerrbild entsprach, welches Vorurteil und Gehässigkeit von ihm zu ent-

werfen beliebten. An Humanität, Rechtlichkeit, Noblesse, Freundlichkeit und Bürgersinn nahm es der jüdische Weise mit den Tugendhaftesten unter seinen Mitmenschen auf. Gewiß, trotz seiner Liebe zu deutscher Sprache und Bildung rechnete er sich einer anderen „Nation“, d. h. der jüdischen, zu. Das hinderte ihn nicht, den König zu bewundern und anlässlich der Siege bei Roßbach und Leuthen sowie beim Abschluß des Hubertusbürger Friedens Festpredigten auszuarbeiten, die der Rabbiner bei den Dankgottesdiensten in der Synagoge vortrug.

In Anerkennung dieser beiden Predigten wie überhaupt „seiner großen Verdienste“ befreite ihn die Berliner Gemeinde für immer von allen Steuern (1763). Acht Jahre später beschloß der Vorstand, daß Mendelssohn „ausnahmsweise zu allen Gemeindeämtern, selbst mit Übergehung aller vorschriftsmäßigen Abstufungen und üblichen Beschränkungen wählbar und berechtigt sei, sie sofort anzutreten und zu verwalten“. Daraufhin wurde der „Morenu ha-Raw Mosche Dessau“ in den Vorstand berufen und nach drei Jahren wiedergewählt.

Im Sinne Moses Mendelssohns betonte die Aufklärung nunmehr das Einigende der religiösen Bekenntnisse. Als echter Apostel dieser Befreiung aus geistiger Knechtschaft sagt Moses: „Die wenigsten Punkte, die uns etwa noch trennen, können — der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes unbeschadet — noch Jahrhunderte lang unerörtert bleiben. In welcher glückseligen Welt würden wir leben, wenn alle Menschen die heiligen Wahrheiten annähmen und in Ausübung brächten, die die besten Juden und die besten Christen gemein haben!“ Und doch: freundschaftlicher Verkehr zwischen Christen und Juden blieb eine Ausnahme — selbst der Generalsuperintendent Herder, die Vorurteilslosigkeit in Reinkultur, „schnitt“ Mendelssohn auf der Brunnenpromenade in Pyrmont — die jahrhundertelange

Unterdrückung hatte die Juden scheu und mißtrauisch gemacht.

Wie Mendelssohn als Kind der „Aufklärung“ einer „natürlichen“ Religion der Vernunft das Wort redete, so stempelte er auch das Judentum zu einer Religion ohne Dogma. Die damalige Judenheit wurde stutzig über seine Kennzeichnung der Vernunftwahrheiten und Verstandesbegriffe als des Höchsten, was der Mensch an religiösen Werten braucht, und fragte sich: Wofür haben wir Jahrtausende gekämpft? Warum haben wir unter den größten Schwierigkeiten die religiösen Gesetze beobachtet, wenn der Verstand sie ablehnt? Für die „Religion der Vernunft“ sind wir wahrlich nicht in Not und Tod gegangen, sondern für die gottgeoffenbarte, zum Gemeingut der gesamten Menschheit bestimmte Lehre! Unsere Auserwähltheit ist unser Stolz, unser Glück — will Mendelssohn dies unser Eigenes verwischen?

Nimmermehr. Mendelssohn war von der Göttlichkeit, d. h. der von Gott durch Mose am Sinai geoffenbarten Wahrheit des Judentums wie von der im Talmud überlieferten mündlichen Auslegung überzeugt. Judentum bedeutete für ihn nicht geoffenbarte Religion, sondern geoffenbarte Thora.

Religion beurteilte dieser Philosoph nur nach ihrem Einfluß auf das sittliche Handeln ihrer Bekenner. Hierin stand ihm das Judentum an erster Stelle, weil es beim Glauben Israels nur auf die rechte Tat ankommt: Liebe und Gerechtigkeit sind das Primäre; Denken, Erkenntnis und Glauben ergeben sich erst aus dem sittlichen Handeln. „Der rechte Glaube tritt als Folge tätiger Gesetzesbeobachtung ein, nicht als ihr Grund.“ Ohne Gottesglauben keine Tugend. „Ohne Gott und Vorsehung und künftiges Leben ist Menschenliebe eine angeborene Schwachheit, und Wohlwollen wenig mehr als eine Geckerei, die wir uns einander einzuschwatzen

suchen, damit der Tor sich placke und der Kluge sich götlich tue.“ Freigeisterei war für ihn gleichbedeutend mit Gottlosigkeit.

In den Gesetzen erblickte Mendelssohn die Vorbereitung auf die sittliche Tat. Demgemäß betonte er unablässig, ein Jude sei an die Bestimmungen seiner Religion unlösbar gebunden und dürfe sich von deren Ausübung nimmer losagen. Die spätere Zusammenfassung aller Religionen zu einer („ein Hirt und eine Herde“) bedeutet für ihn: Erzielung einer in festem Gottesglauben verankerten gegenseitigen Achtung und Liebe. „Glaubensvereinigung ist echter Duldung entgegengesetzt. Übereinstimmung dürfe nicht erlogen werden, denn offenbar ist Mannigfaltigkeit Plan und Endzweck der Vorsehung.“

Klare Formulierungen seiner Anschauungen, wie Mendelssohn sie im Vorwort zu Markus Herz' Übersetzung von Manasse ben Israels „Rettungen der Juden“ (1782) und in seiner eigenen Schrift „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judentum“ (1783) gab, waren notwendig, weil man seine Lehren vielfach derartig mißverstand, daß er sich in den Köpfen christlicher Theologen sogar als Atheist spiegelte!

Aber auch jüdische Kreise schüttelten den Kopf.

Bis dahin hatte es als revolutionär gegolten, wenn ein Jude ein deutsches Buch las oder sich fehlerfrei in der deutschen Sprache ausdrückte. Nichtjuden legten dem Juden seine verderbte Sprache — vielfach ein während der Kreuzzüge und später aus Deutschland verpflanztes Mittelhochdeutsch — als Kulturlosigkeit aus. Mendelssohn gewährte den deutschen Juden in seiner Übersetzung der Psalmen und des Hohenliedes, vor allem des Pentateuchs (mit Kommentar) das Mittel zur Aneignung einer fehlerfreien, wohlklingenden deutschen Sprache. Während die Rabbinat in Hamburg und Fürth gegen das deutsche, mit jüdisch-deutschen Buchstaben gedruckte Werk eiferten, freute sich der große Leser-

kreis, daß ihm „Moses Dessau“ wohlbekannte, heilige Gedanken und Erzählungen nunmehr im Gewande einer schönen, reinen Form darbot. Mit dieser Leistung hat Mendelssohn seine Glaubensgenossen aus ihrem geistigen Ghetto herausgeführt und ihnen den Zugang zur Kultur ihrer Umwelt erschlossen. Sein Beispiel bewies, daß die Aneignung höchster allgemeiner und philosophischer Bildung dem religiösen Denken und Empfinden des charaktervollen, treuen, traditionell-frommen Juden nicht im Entferntesten widerspricht.

Mendelssohn verkehrte gern mit altfrommen polnischen Juden und disputierte mit ihnen und anderen „Lamdonim“ am Sabbatnachmittag über Talmudtraktate. Dieser Unterhaltung lag — wie sein Sohn Joseph an Herz Homberg schrieb — der Wunsch zugrunde, sich seinen Einfluß auf Kreise zu sichern, die ihn wegen seiner deutschen Schriften verketzerten. Der Sohn kennzeichnet Mendelssohns Streben: „Die Kultur und sittliche Verbesserung der Juden zu fördern“.

Seine Bedeutung für die deutsche Literatur, auch als Schöpfer einer reinen und zugleich schönen Sprache, kennzeichnet Herder: „Sokrates führte die Weltweisheit unter die Menschen. Hier ist der philosophische Schriftsteller unserer Nation, der sie mit der Schönheit des Stils vermählt hat: der Verfasser der „Philosophischen Schriften“. Ja, er ist's, der seine Weltweisheit in ein Licht der Deutlichkeit zu stellen weiß, als hätte es die Muse selbst gesagt: er denkt da, wo andere sich begnügen, Schönheiten zu empfinden: er hat unter den Deutschen die Kritik der schönen Wissenschaften ausgebreitet.“